

Neuanfang in Safenwil : Karl Barths Predigten 1911

Autor(en): **Busch, Eberhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **72 (2016)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-877731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Neuanfang in Safenwil Karl Barths Predigten 1911

Diese Predigten sind in einem neuen Band des Karl Barth-Archivs erschienen.¹ Sie sind vor über 100 Jahren gehalten worden – während der ersten Jahreshälfte in der kleinen, aber feinen deutschsprachigen reformierten Gemeinde in Genf und während der zweiten in der aargauischen Arbeitergemeinde Safenwil. In Genf hat er im Auditoire am Pult Calvins gepredigt, und in Safenwil erklärte er in seiner Antrittspredigt den Willen, «dass wir auch unsere hiesige gemeinsame Arbeit im Geiste dieses großen Zeugen der Wahrheit beginnen» (204f.). Die Formulierung ist bezeichnend und blieb es für diesen Pfarrer. Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde bedeutet wesentlich «Arbeit», und zwar eine «gemeinsame», an der alle in ihrer Weise aktiv beteiligt sind. Doch versteht er sich bei dieser «Arbeit» wohl als einer, der die übrigen Gemeindeglieder dazu anleitet.

Predigten enthält der Band. Noch in den Jahren, in denen ich im Aargau Pfarrer war, sagte man zum *Gottesdienst*-Besuch «Ich goone z'Praedig». Die Predigten waren auch für Karl Barth der Hauptbestandteil eines jeden Gottesdienstes. Er nahm sie spürbar ernst und schrieb sie jedes Mal wörtlich aus. Sie sind ausgesprochen lang. Sie gaben ihm Zeit genug, einen Bibeltext nach vielen Seiten hin zu beleuchten und auf die Situation der «lieben Zuhörer» oder «lieben Freunde» hin (wie er sie anzureden pflegte) auszulegen. Zuweilen hatte er wohl auch *nicht* Zeit genug, weil er eine Sache derart negativ behandelt hatte, dass für das Positive auf ein andres Mal vertröstet werden musste. Oder bei der Auslegung von «Vergib uns unsere Schulden [...]» (298-307) redete er so ausgiebig von dem, was wir zu tun haben: «wie *wir vergeben* unseren Schuldigern», dass für das von Gott zu Erbittende «Vergib uns» nahezu keine Zeit mehr blieb.

Der damals 25jährige Prediger war augenscheinlich selbst überzeugt von der Bedeutsamkeit seiner Ausführungen. Immerhin war er, wie er in einer Predigt berichtet, an *deutschen* Hochschulen geschult worden. «Ich will einmal von mir selber reden», sagt er im Oktober etwas selbstironisch auf der Kanzel: «O wie sind wir als Studenten mit geschwellenem Mut von den Universitäten Deutschlands zurückgekehrt, wo uns quirlige, scharfsinnige Männer zu neuen

1 K. Barth: Predigten 1911, hg.v. E. Busch und B. Busch-Blum, in: Karl Barth – Gesamtausgabe. Im Auftrag der Karl Barth-Stiftung hg.v. P. Zocher, Bd. 51, Zürich 2015, 494.

tiefen Anschauungen des Evangeliums angeleitet haben durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Forscherarbeit, die uns zur Nachahmung anregte» (345).

Die Überzeugung von der Wichtigkeit seiner Predigten drückt sich gewiss auch darin aus, dass er sie seit den ersten Gehversuchen in diesem Metier – in Marburg, in Meiringen oder im Jura – fortlaufend nummeriert und auf gutem Papier wörtlich ausgeschrieben hat. Er hat dann aber, nach seiner Auskunft in späteren Jahren², auf der Kanzel das Geschriebene nicht vorgelesen, sondern frei vorgetragen. Dies tat er, wie er dabei sagte, um in seiner Predigt die Hörer direkt anschauen und ansprechen zu können. Doch hatte er ein fabelhaftes Gedächtnis, kraft dessen ihm sein Text eingeprägt war und er dabei nicht nur die zitierten Liedverse, sondern auch allerlei Texte aus der Literatur auswendig vortragen konnte. In der Regel schrieb er am Anfang seiner eigenen Darlegungen den biblischen Predigttext. Man darf das auch als eine Bekundung dessen auffassen, dass er in diesen Darlegungen auf den vorangehenden Bibeltext hören und seine Aussage gelten machen wollte. Das ist zu erwähnen, weil das heute bei so manchen Predigten nicht mehr selbstverständlich ist, den Bibeltext den folgenden Ausführungen auch sachlich voranzustellen oder überhaupt zu erwähnen.

In aller Regel hielt er sich dabei nicht an die Perikopenordnung, sondern er bevorzugte nach reformierter Tradition die Reihenpredigten. 1911 legte er in Genf zuletzt die Seligpreisungen nach Mt 5 aus und zu Anfang in Safenwil bald vier Monate lang das Unservater. Es wäre interessant, dessen frühe Auslegung zu vergleichen mit dem Anfang der von ihm ganz zuletzt behandelten Veröhnungsethik in seiner Kirchlichen Dogmatik.³ In beiden Texten ist das *Ora et labora* eng verknüpft. Es fällt auf, dass die Predigt-Texte 1911 – abgesehen von zweien zum Jahreswechsel – durchweg dem Neuen Testament entnommen sind. Karl Barth legte die Texte wohl aus mit den Mitteln seiner damaligen Theologie. Aber es ist unverkennbar, dass er die Texte nicht seinen Einsichten unterordnen wollte, sondern seine Theologie den biblischen Zeugnissen nachzuordnen suchte. Dadurch befand er sich in seinen Auslegungen in einem ständigen Lernprozess. Es konnte sogar vorkommen, dass er die Aufforderung von I Tim 2,4 zur Missionsarbeit «in erster Linie» auf sich selbst bezieht, wie

2 Vgl. E. Busch: *Meine Zeit mit Karl Barth. Tagebuch 1965-1968*, Göttingen 2011, 167.

3 KD IV/4, 136-179; Fragmente aus dem Nachlass, Vorlesungen 1959-1961, hg.v. H.-A. Drewes / E. Jüngel, in: K. Barth GA Bd. 7, vgl. bes. 75-78.

er sagt, denn seine Hörer seien darin weiter als er (404). Immerhin folgte dann bald in dieser Predigt der in seine Zukunft weisende Satz, ihn interessiere mehr die Bekehrung der in der Nähe befindlichen «getauften Heiden» (406)⁴.

Das war dem jungen Prediger freilich bereits klar, dass eine rechte Predigt vom Text her auf die Adressaten zielen muss. Er pflegte noch später zu sagen, dass er im Marburger Homiletischen Seminar für sein weiteres Leben gelernt habe, dass die Predigt textuell *und* aktuell sein müsse und somit originell. Bekannter ist sein Ratschlag, man habe bei der Predigtvorbereitung neben den jeweiligen Bibeltext die Tages-Zeitung zu legen. Auch in letzterer Hinsicht erfährt man in den Predigten 1911 viel. Ein Höhepunkt in der Genfer Zeit ist in dieser Beziehung die Predigt ausgerechnet zum Sonntag Jubilate; die beginnt sogar mit einem langen Zitat aus der Zeitung «Le Genevois». Denn er jubiliert hier nicht, sondern wie ein Calvinus redivivus wendet er sich streng gegen die Genfer Liebe zu Alkohol, Sinnlichkeit und Glückspiel – und hält schroff dagegen Jesu Wort: «Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht» (143ff.). Oder am Bettag in Safenwil führt er seinen sogenannten Bettagsschlag gegen die Liebe seiner Landsleute zum Mammon und spottet – wie wenn es heutzutage geschrieben wäre: «Ohne Geld keine Schweizer! Wo [...] Geld zu verdienen ist, da sind die Schweizer für alles zu haben», und sie bauen etwa «an den schönsten Stellen unseres Heimatlandes plumpe Hotelgebäude [...]» (288).

Jedenfalls gibt es in seinen Predigten etwas, was sich durchhält. Indem er darin wohl das je Besondere und Eigenartige der Bibeltexte beachtet, leuchtet durch alles hindurch, man kann es nicht anders sagen: eine tiefe Liebe zu Jesus. Was der Vater Fritz Barth auf seinem Sterbebett 1912 sagte, hat der Sohn sich zu eigen gemacht: «Den Herrn Jesu lieb haben, das ist die Hauptsache.»⁵ Diese Liebe hat sich ihm schon früh in seinem Elternhaus eingepägt unter dem Gesang der Kinderlieder von Abel Burckhardt, wie Karl Barth noch in seiner Kirchlichen Dogmatik bekannte, stark genug, ihn durch alle die in der Folgezeit durchdachten Denksysteme hindurchzutragen.⁶ Am 16. Juli 1911 (215)

4 Diesen Ausdruck hat K. Barth später nicht zurückgenommen, in: ders.: Das Evangelium in der Gegenwart, TEH 25 (1935), 35, nimmt Barth für die Zukunft sogar «eine gewisse schmerzliche Trennung zwischen der christlichen Gemeinde und der getauften und konfirmierten Menschheit» an. Übrigens spricht auch Emil Brunner in: ders.: Wahrheit als Begegnung, Berlin 1938, 138-140, von den getauften «heutigen Neuheiden».

5 F. Barth: Christus unsere Hoffnung, Bern 1913, 19f.

6 KD IV/2, 125.

lesen wir in der Predigt den starken Satz: «Was ist Gott [...], wenn du es nicht bist, Christus, in deiner Menschheit.» Und im März dieses Jahres (9.3.) schreibt der Pasteur suffragant im Genfer Gemeindeblatt – in kühner Deutung von Apg 17: Gott kennen wir nur in einer «Tatsache, [...] die nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, in der wir leben, weben und sind, lange bevor wir's ahnen. Und diese Tatsache ist *Jesus Christus*.»⁷

Allerdings hat Karl Barth dieses ihm primär Wichtige 1911 auf den Linien der von ihm erlernten Theologie zum Ausdruck gebracht. So erklärte er in einem französischen Vortrag Ende Mai vor der Genfer Pfarrerversammlung: Nein zu der neu erwachten Metaphysik in der Theologie. «Cette «science de la religion» n'est donc ni *science* ni science de la *religion*, et la théologie suivant les traces de la philosophie de *Kant* et de la théologie de *Ritschl* et de *Herrmann* ferait mieux de renoncer complètement à cette entreprise.»⁸ Die Theologie müsse sich an die Devise von Philipp Melanchthon halten: Hoc est Christum cognoscere, beneficia eius cognoscere, non quod isti docent, eius naturas, modo incarnationis contueri.⁹ («Das heißt Christus erkennen, seine Wohltaten erkennen, nicht, was jene Gelehrten lehren, über seine Naturen und die Art seiner Menschwerdung zu rasonnieren.») Karl Barth hielt sich in seinen Predigten 1911 daran – und stellte erst später Fragen an diesen ihm aus seiner Marburger Zeit geläufigen Grundsatz.

Er griff in der Tat den Satz schon in seiner Predigt Ende 1910 auf und befasste sich mit dieser Lehre des Konzils in Chalcedon von den zwei Naturen, die in der Person Jesu untrennbar vereint seien. Aber, so wörtlich, «der Scharfsinn des Theologen hat sich hier doch eine unfruchtbare Aufgabe gestellt», und, sagt der Prediger, «dass ich an diesem Fall kein Interesse an Jesus hätte». Denn Jesus kenne man, wie Paulus, in Wahrheit nicht in einer Dogma-Lehre, sondern allein aus einem inneren Erlebnis. In seiner Predigt Ende Mai 1911 lehnt es Barth, getreu auf Wilhelm Herrmanns Spuren, «mit aller Energie» ab: «Glauben heißt nicht: mit seinem Verstand und Kopf annehmen, dass allerlei, was man euch gesagt, Wahrheit sei» (164). Er zieht daraus den kühnen Schluss, der in der Zukunft noch einmal neu bedacht sein sollte – nämlich: dass ein

7 Neu abgedruckt in: K. Barth: Vorträge und kleinere Arbeiten 1909-1914 (Gesamtausgabe 22), Zürich 1993, 292.

8 Ebd., 359.

9 Melanchthons Werke, 1952, 7.

derart Gläubiger ein Ungläubiger sei, während einer, der solche Wahrheit nicht kennt oder bestreitet, vor Gott gerecht dastehen könne.

Noch beachtenswerter ist die Abgrenzung des jungen Barth – schon des jungen Barth – gegen die Figur eines *historischen* Jesus. Die Entschiedenheit seines Abrückens von dieser Figur bedeutet wohl eine Frage an das interessante Buch des chinesischen Theologen Xutong Qu, wonach sich Barth damals vor allem Adolf von Harnack angeschlossen habe.¹⁰ Denn Harnack hatte energisch das historische Verständnis Jesu vertreten. Barth folgt gerade hier vielmehr seinem Lehrer Wilhelm Herrmann. Das den Ausschlag gebende Argument des jungen Karl Barth lautet, dass der historische Jesus zwangsläufig eine relative Grösse sei; und darauf sein letztes Vertrauen zu setzen, hiesse «eine eiserne Statue auf einen hölzernen Sockel aufrichten», so Barth¹¹, nach der Vision von Daniel (2,31-35). Der Grund des Glaubens sei darum nicht irgendein Vorgang, «der vor vielen Jahrhunderten und in weiter Ferne von uns sich zugetragen» hat, «sondern der sich in all seiner Größe und Schönheit *an uns und in uns* ereignet» (104), so an Palmarum 1911.

Die angemessene Zeitform, von Jesus zu reden, ist für Barth darum das Präsens. So hatte er es schon in jenen Kinderliedern gelernt. Wie er sich noch in der Kirchlichen Dogmatik erinnerte: Von den Jesusgeschichten sei darin erzählt worden, «als ob sie sich zufällig gerade heute Morgen in Basel oder in der Nähe von Basel abspielten wie irgendwelche andere aufregenden Tagesvorfälle. Historie? [...] Dogma? Nein! Das Alles war ja in vollem Geschehen. Das Alles sich selbst anzusehen, anzuhören und zu Herzen zu nehmen, wurde man ja [...] mitgenommen.»¹² Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie Karl Barth auch 1911 so dachte, ist der Anfang seiner Predigt Ende Oktober zur Frage der Nachfolge Jesu nach Lk 9, wo er im Stil von Jeremias Gotthelf eine auch auf das einstige Safenwil passende Situation beschreibt:

Als Jesus mit seinen Jüngern über Land zog, da kam er einmal an einem schönen Bauernhaus vorbei. Es hatte ein großes Strohdach, das bis an den Boden ging, so dass die, welche darunter wohnten, sich geborgen fühlen konnten bei Regen und Schnee wie

10 Thomas Xutong Qu: Barth und Goethe. Die Goethe-Rezeption Karl Barths 1906-1921. Mit einem Vorwort von M. Welker, Neukirchen-Vluyn 2014.

11 K. Barth: Mit Christus gestorben (1910), im Genfer Gemeinde-Blatt, 23.4.10, neu in: ders.: Vorträge (Anm. 7), 41.

12 KD IV/2, 125.

unter einer Pelzkappe. Es hatte eine Scheune und einen Stall, denen man es ansehen konnte, dass etwas darin war. Es hatte an den Wohnzimmern blitzblanke Scheiben und unter den Fenstern standen Blumentöpfe, Geranien und Nelken, eines am andern, die dem Ganzen ein gar freundliches Ansehen gaben. Und wenn man einen großen Schritt nahm und dann auch einen über die hohe Schwelle der Haustüre und der guten Stube, dann kam man in einen Raum, da war es heimelig, denn da gab es einen großmächtigen, Vertrauen erweckenden Kachelofen mit schönen Sprüchen dran. Da waren handliche, solide Bänke und Stühle, die zum Sitzen einluden, da tickte in der Ecke in einem Verschlag eine gemütliche alte Wanduhr. Es war eine rechte «Heimat», wie man im Bernbiet sagt, dieses Bauernhaus. Und vor dem Hause stand der Mann, dem diese Heimat gehörte, der Bauer und sah immerfort den Weg hinunter, denn er wartete darauf, dass der Herr Jesus hier vorbeikomme. [...] (351)

Man beachte nun allerdings: die Lenkung auf die Gegenwart ist nicht begründet auf die Gegenwart des *Erböhten* im Heiligen Geist, die es als solche ausschliesst, hinter den Christus in seiner österlichen Offenbarung zurückzugreifen.¹³ Wenn man das gleichwohl tut, so stösst man auf eine relative Gestalt, die für uns Wert bekommt durch die ihr von uns verliehene Wertschätzung. So hat Barth es später dargelegt. Vielmehr ist die Gegenwart Jesu 1911 bei ihm begründet mit dem Gedanken von Wilhelm Herrmann, dass wir Jesus nur kennen in unserem Berührtsein von ihm, oder mit Friedrich Schleiermachers Formulierung: im Affiziertsein von ihm. Melanchthons Dictum wird von Barth variiert in den Predigten 1911: «Um Jesus zu erkennen, muss man seine Wirkungen (!) [...] erkennen, ohne das kann man gar nicht über ihn reden» (431) Wenn Barth vom lebendigen Jesus redet, so ist dies identisch mit dem innerlichen Affiziertwerden von ihm. In solches Angerührtwerden ist er auferstanden. Als Beschreibung dessen kann Barth sagen: «Der Christus außer uns ist der Christus in uns.»¹⁴

Weil die *Dogmatiker* in ihrer Rede von Christus wie die *Historiker* bei ihrer Jesusforschung faktisch nicht von einem in diesem Sinn Lebendigen reden, darum liegen für Barth diese beiden, auch wenn sie sich noch so zanken, im selben Grab. Dabei ist nach ihm freilich genau zu beachten: Dieses Affiziertwerden ist kein solcher Vorgang, der etwa einem bereits vorhandenen Menschen widerfährt. Barth setzte sich schon 1909 an diesem Punkt dem prakti-

13 Ebd., 174.589.596.

14 K. Barth: Der christliche Glaube und die Geschichte, in: SThZ 29 (1910) 58; neu in: ders.: Vorträge (Anm. 7), 197.

schen Theologen Paul Drews entgegen. Seine These lautet, dass der Mensch, dem jenes Ereignis widerfährt, nicht schon zuvor gegeben ist; sondern dieser Mensch wird dadurch erst zum Subjekt gemacht.¹⁵ Oder wie es in der Weihnachtspredigt 1911 zu Joh 1,14 heisst: Nicht das ist das Wichtige an Jesus, dass er anders war als wir, sondern dies, «dass er wurde wie wir, damit *wir* etwas Anderes würden» (415).

Wenden wir uns an dieser Stelle weiteren Predigten an kirchlichen Festtagen zu! Der Prediger nimmt sie jeweils in seiner Weise ernst, selbst wenn er dafür eine Predigtreihe unterbrechen muss. Neben der eben genannten Weihnachtsfeier ist für ihn vor allem der Karfreitag bedeutsam. Er sagt in seiner Vorstellungspredigt in Safenwil wie eine Woche später in Genf: Man könne stets an allem, was uns von Jesus berichtet wird, grübelnd oder verständnislos vorbeigehen. «Aber man kann nicht an Jesu Kreuzestod denken ohne das Gefühl, dass der Mann, der da gelitten hat und gestorben ist, uns überlegen sei und dass aus seinen gebrochenen Augen und aus seinen Wunden etwas zu unserem innersten Herzen redet» (102). Und an Karfreitag selbst heisst es: «Wenn wir also heute [...] des Wortes vom Kreuz gedenken, dann sollen wir uns ehrlich gestehen, dass hier das Innerste und Größte nicht ausgerechnet und bewiesen, ja nicht einmal ausgesprochen werden kann; denn das Innerste und Größte ist das, was sich in unsern Herzen vollzieht» (116).

An Ostern hielt Barth keine Predigt. Aber er sprach doch schon am Karfreitag davon, dass es an Ostern um die *Wirkung* geht, die das Karfreitagsgeschehen auf Menschen ausübt. Da seien Menschen berührt und angefasst worden, «die etwas gespürt haben von der unendlichen Liebe Gottes und die nicht mehr anders können, als diese Liebe wieder auszustrahlen» (125). An Trinitatis redete Barth von Pfingsten, und gleich der erste Satz fasst zusammen, was dann entfaltet wird: «Wir wollen heute zusammen reden von der Frage, wie man den heiligen Geist als eine sichere und gegenwärtige Tatsache in seinem eigenen Leben erkennen kann» (170). Ein auch für Barths späteres Denken bezeichnender Satz lautet dann: «Wo der Geist wirkt, da fragt er nicht, da klopft er nicht an, da gibt's kein Zaudern und Fragen, da treibt er, da fragt er nicht, da kommt's vom Wählen zum *Müssen*» (176). Und zwar zu einem fruchtbaren Müssen! Und kühn sagt er zuletzt wie ein Evangelist den Gemeindegliedern

15 K. Barth: *Moderne Theologie und Reichsgottesarbeit*. 1909, neu in: ders.: *Vorträge und kleinere Arbeiten 1905-1909* (Gesamtausgabe 21), Zürich 1992, 361.

auf den Kopf zu: «Hast du [...] davon schon etwas gesehen in deinem Leben? Ich sage: ja, das hast du» (182).

Zum Thema «Neuanfang in Safenwil» ist in einem simplen Sinn jetzt wohl etwas gesagt – nämlich in dem Sinn, was Pfarrer Barth am Beginn seiner ersten selbständigen Wahrnehmung eines Pfarramts gesagt hat. «*Neuanfang* in Safenwil» – aber erwartet man bei diesem Thema nicht noch mehr und anderes? Denn was wir bislang hörten, zeigt einen jungen Theologen, der – gewiss in eigenständiger und origineller Weise – geprägt ist durch die Theologie, wie er sie vornehmlich in Marburg gelernt und sich zu eigen gemacht hat. Wo ist jedoch in dieser Hinsicht ein Neuanfang? Es sind ja unter den Kundigen verschiedene Hypothesen im Umlauf, wann es bei ihm zu einem theologischen Neuanfang gekommen ist. Geschah das im zweiten oder schon im ersten Römerbrief oder erst im Anselmbuch oder bereits im Jahr 1915 oder in der Reaktion auf die Stellungnahmen deutscher Theologen bei Ausbruch des 1. Weltkriegs? Man könnte immerhin einmal darüber nachdenken, ob nicht schon in den frühen Predigten Barths in Safenwil in stiller Weise immer wieder Neuanfänge stattfanden. Und zwar könnte das dadurch geschehen sein, dass er zunehmend lernte, nicht etwa seine zuvor gefassten Konzeptionen durch ein Bibelwort zu belegen und sie in seine Systematik einzuordnen, sondern indem er lernte, seine Erkenntnisse jeweils den biblischen Texten unter- und nachzuordnen.

Jedenfalls finden sich insbesondere zwei Anstöße in den Predigten 1911, die inmitten seines bisherigen Denkens tiefere Änderungen und Neueinstellungen, neue Anfänge anzeigen. Die erste Änderung zeigt sich bereits in seiner Genfer Zeit, in seiner Predigt Ende Januar zu Mt 5,3: Selig die geistlich Armen. Was wir darin vernehmen, darf man wohl als den Ansatz einer Religionskritik bezeichnen. Wir hören da gleich zu Beginn, dass die Nachfolge Jesu geradezu «eine Revolution» bedeutet (37), ja eine Revolution, die «sich als gründlicher und folgenschwerer erweisen (wird) als irgend eine andre» (41). Der Begriff «Revolution» taucht bei Barth schon 1911 auf und ist hier fokussiert auf die Nachfolge Jesu. Es ist übrigens interessant, dass er in seinem Kapitel über die Nachfolge im Band IV/2 der Kirchlichen Dogmatik erneut die beiden Begriffe Nachfolge und Revolution zusammenstellt.¹⁶

16 KD IV/2, 614f.

Hören wir näher hin, was in der frühen Predigt über Mt 5,3 mit «*revolutio*», Umwälzung, gesagt ist! Zunächst sind die anwesenden Kirchenglieder gefragt, wen *sie* wohl selig preisen würden. «Wir würden wie die alten Pharisäer sagen: Selig sind, die da geistlich reich sind. [...] Selig sind die Frommen, die Gesinnungstüchtigen, die Ehrenmänner, die Gemeinnützigen, die Tiefsinnigen, die moralisch Gebildeten» (45). Wir können uns im Blick auf das Reformationsjubiläum 2017 merken, dass Karl Barth zu diesen Gesinnungstüchtigen und Tiefsinnigen auch die zählt, die damals bei einem Calvinjubiläum «freudig und bewusst auf ihr protestantisches Christentum etwas halten» (51).

Aber Jesus stellt jetzt die ganze Sache geradewegs auf den Kopf und sagt im Gegenteil: «Selig sind, die wissen, dass sie *nicht* fromm sind» (38). «Selig sind Alle, die aus guten Gründen *nicht* sagen können: Ich tue das Rechte» (41). Diese Botschaft höre sich gewiss befremdlich an: «wie ein Klang aus einer andren Welt. (Sie) trifft uns um so [...] befremdender, als wir ja mit unserer Frömmigkeit und Tüchtigkeit bereits in der andern bessern Welt zu sein glaubten. [...] Und nun werden uns noch einmal alle Maßstäbe umgekehrt», wie es in der Sprache Friedrich Nietzsches heisst. Solche Umkehrung geschieht, indem sich Jesus zu jenen bekenne, die aller solcher Vorzüge bar sind. Barth formuliert es dialektisch: «Sie *sind* Gottesmenschen, weil sie wissen, dass sie es *nicht* sind» (51). Sie sind es nicht, weil sie sich bekehren, sondern kraft jener wie aus einer andren Welt vollzogenen Umkehrung.

1910 hatte Karl Barth noch erklärt: «Des alten Angelus Silesius' Sprüche bestehen vollkommen zu Recht»¹⁷ – also dessen Worte: «Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bliebest doch in alle Ewigkeit verloren», oder: «Ich weiß, dass ohne mich Gott nicht einen Nu kann leben»; Barth nannte sie nachmals «fromme Unverschämtheiten».¹⁸ Aber schon im Januar 1911 rückt er davon ab, eben in seiner radikalen These, dass gerade diejenigen Gottesmenschen sind, die wissen, keine Gottesmenschen zu sein. Damit ist keine mystische Entleerung gemeint, sondern das gänzliche Angewiesensein auf die Zuwendung Gottes, die befremdlich von ausserhalb von uns stattfindet. Sie geschieht nicht in uns, sondern extra nos. Und dass alle Massstäbe umgekehrt werden, hat seine Entsprechung darin, dass Gott sich uns zuwendet «von oben nach unten», wie in einer weiteren Predigt formuliert

17 Barth: Der christliche Glaube (Anm. 14), 57.

18 KD II/1, 316.

wird. Die Bewegung von unten nach oben ist damit umgedreht und als die falsche Richtung gekennzeichnet (257).

Die zweite Predigt, die jetzt genannt sei, wurde am 3. Advent gehalten. Sie bringt das Aufbrechen des Themas «soziale Gerechtigkeit» in Karl Barths Theologie zur Sprache. Es ist interessant zu beachten, dass er am selben 17. Dezember ausser der Predigt auch seinen Vortrag «Jesus Christus und die soziale Bewegung» vor dem Safenwiler Arbeiterverein hielt – eine Rede, die Aufsehen erregte und weitum starke Zustimmung wie entschiedenen Widerspruch fand. Der Basler Paul Wernle sah darin eine tiefgreifende «Wendung», in der Karl Barth sich von der Theologie seiner Lehrer abkehre.¹⁹ Es ist förderlich, zunächst in diesen Vortrag hineinzuhören. Wir vernehmen darin Sätze, radikaler als die schon gehörten: «Man kann die christlichen Ideen haben über Gott und die Welt und den Menschen und seine Erlösung und bei alledem ein vollkommener Heide sein. Und man kann als Atheist und Materialist und Darwinist ein echter Nachfolger und Jünger Jesu sein». Das zeige doch klar: «Die Kirche ist nicht Jesus und Jesus ist nicht die Kirche» (390f.). Ein Satz, den Barth noch in Dogmatik IV/3 sinngemäss wiederholt hat: «Die Welt wäre zwar ohne Jesus Christus verloren [...] Die *Welt* müsste aber nicht verloren sein, wenn es keine Kirche gäbe. Wogegen die *Kirche*, ohne in der Welt ihr Gegenüber zu haben, verloren wäre.»²⁰

Das ist darum zu sagen, so heisst es 1911, weil Jesus auf der Seite der Armen stand. Er hat sich mit ihnen gemein gemacht, hat mit ihnen gemeinsame Sache gemacht. «Was Jesus Christus war und wollte und erreicht hat, (war) von der menschlichen Seite gesehen, [...] eine *Bewegung von unten*» (392).²¹ Dieser Satz widerspricht nur scheinbar der vorhin zitierten Aussage, das Reich Gottes sei keine Bewegung von unten nach oben, sondern von oben nach unten. In diesem letzteren Fall handelt es sich darum, dass das Reich Gottes von Gott herbeigeführt wird. Im ersten Fall geht es darum, die gänzliche Solidarität Jesu mit denen auszusagen, die gesellschaftlich unten sind. Sie war frei von der herablassenden Anwendung Hochgestellter. Das Wort «Solidarität» hat Barth aus dem sozialistischen Sprachgebrauch in den theologischen Gebrauch übernommen, wie er in seinem Vortrag ausdrücklich vermerkt.

19 Barth: Vorträge (Anm. 7), 384.

20 KD IV/3, 946.

21 Barth: Vorträge (Anm. 7), 392; 393: dies gegen «ein behäbiges Mitleiden von oben nach unten».

Was Pfarrer Barth am Morgen des 3. Advents in seiner *Predigt* ausführt, ist nicht dasselbe, aber es passt mit dem Vortrag zusammen. Sein Text Mt 11 handelt von der Frage des Täufers: «Bist du, der da kommen soll?» Der springende Punkt der Predigt ist aber nun die geheimnisvolle Antwort Jesu auf diese Frage. Barth deutet sie so: Jesus bejaht die Frage nicht, sondern antwortet: «Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündigt.» Der Prediger versteht den Satz nachgerade in einem befreiungstheologischen Sinn: «*Gerade da* ist der Messias, wo all dem elenden, armen, benachteiligten Volk *geholfen* wird, wo Taten der *Liebe* geschehen» (431). Die Predigt schliesst überraschend so, dass die Hörer vor die Alternative zwischen zwei Lebenswegen gestellt werden: *Entweder* gehe es darum, für sich selbst ein ausgeglichenes, inneres Leben zu führen, so wie es Johann Wolfgang von Goethe vorgeführt hat. *Oder* es komme darauf an, «nicht für uns zu leben, sondern etwas Schlechtes in der Welt gut, etwas Dunkles hell, etwas Trauriges froh zu machen.» Dann stünden wir an der Seite Jesu und bekämen Empfänglichkeit für die Liebe Gottes, die in Jesus zu uns redet (433). Wörtlich: «Wenn mir das das Höchste wäre, ein harmonisches, heiteres inneres Leben zu führen, möglichst reich an Anschauungen der verschiedensten Art, möglichst mannigfaltig, tief und umfassend, dann gestehe ich offen, dass ich mich nicht an Jesus, sondern an Goethe wenden würde, der als Lebenskünstler vielleicht das Höchste geleistet auf Erden.» Aber Jesus geht es um ein ganz Anderes, um das Leben für Andere. Deshalb «heißt [es] [...] *wählen*, danach entscheidet sich unsre Stellung zu Jesus. Es giebt zwei Arten von Lebenszielen: bei der einen kommt es uns auf uns selbst an, bei der andern auf die andern Menschen.» Bei der einen geht es bloss um uns selbst, bei der anderen sind wir in die soziale Welt hineingenommen (432f.).

Zuletzt sei noch dies gesagt: Karl Barth war mit diesen Aussagen längst nicht am Ende seiner Wege. Am 2. Advent nannte er in der Predigt den Glauben ein «rastloses, unwiderstehliches Vorwärtsschreiten», wie bei Abraham. «Sein Unterwegssein ist sein Glaube» (421). Das blieb auch Leitmotiv in Karl Barths Theologie. Aber er nahm auf seinem Weg mit, was er 1911 entdeckt hat. Was ihm schon 1911 aufgegangen war, ist ja tatsächlich bereits anregend, ja aufregend und mitnehmend. Es zeichnet sich dabei schon in zarten Umrissen sein anderer Grundsatz ab, es gelte in der Theologie wieder und wieder dasselbe *anders* zu sagen, aber anders *dasselbe*.

Abstract

In dem Band finden sich 30 Predigten Karl Barths aus dem Jahr 1911, die er teils in Genf, am einstigen Vorlesungspult Calvins, vorgetragen, teils, nach seiner Absicht «im Geist dieses Zeugen der Wahrheit», in der Arbeitergemeinde Safenwil gehalten hat. Er pflegte bei der Textwahl Reihenpredigten, monatelang über die Seligpreisungen und das Unservater-Gebet. Eindrucksvoll verbindet er dabei in der Auslegung das Hören auf den jeweiligen Text und die Ausrichtung auf seine aktuelle Relevanz. Sind die Predigten geprägt von Barths damaliger liberaler Theologie, wie er sie besonders bei Wilhelm Herrmann in Marburg kennen gelernt hat, so zeigen sich doch schon hier neue Töne – etwa im Ansatz einer Religionskritik und im Ernstnehmen der sozialen Frage.

Eberhard Busch, Göttingen